

Im Fall – Solothurn, 29. Sept. 2010

## **Armut verhindern: Das Einfache ist schwierig**

Von Ueli Mäder (ergänzende Notizen)

Working-Poor sind erwerbstätige Arme und Angehörige. In der reichen Schweiz gehören fast eine halbe Million dazu, wenn wir die Kinder und Alleinerziehenden einbeziehen.

Nicole war im Jahr 2004 siebzehnjährig. Sie besuchte damals die Mittelschule und stand kurz vor dem Abschluss. Ihre alleinerziehende Mutter arbeitete Vollzeit als Wäscherin und verdiente netto rund 3'000 Franken. „Es ist nicht leicht unter solchen Umständen zu leben“, erklärte mir Nicole. „Oft muss ich mich in Sachen einschränken, die für andere selbstverständlich sind.“

### **Viel gelernt**

Auch beim Ausgang schränke sie sich ein, erzählte mir Nicole weiter: „Schon nur für einen Abend im Kino oder im Theater muss man zwanzig Franken ausgeben. Da ich monatlich ein Taschengeld von sechzig Franken habe, das für Kleider, Freizeit, Geschenke und alles andere reichen muss, kann ich mir dieses Vergnügen höchstens einmal im Monat leisten. Durch meinen guten Kollegenkreis, wird mir jedoch oft etwas spendiert, so dass ich nicht immer zu Hause bleiben muss, während andere ihren Spass haben. Doch diese Hilfe ist für mich nicht immer leicht.“ Um weniger auf Unterstützung angewiesen zu sein, führte Nicole zweimal in der Woche Hunde aus. Mit diesem Job sei ihr „ein richtiger Glücksgriff“ gelungen. Manchmal hadere sie zwar damit, „aus solchen sozialen Verhältnissen zu kommen“. Aber die schwierige Situation habe auch positive Seiten: „Da meine Eltern schon seit meinem zehnten Lebensjahr geschieden sind und meine Mutter als Alleinerziehende arbeiten gehen muss, lernte ich schon früh selbstständig zu werden. Bereits in der vierten Primarklasse musste ich selbst dafür sorgen, dass ich etwas zum Mittagessen hatte, während andere zuhause ein fertig zubereitetes Essen vorgesetzt bekamen. Dies war nicht immer leicht für mich, doch mittlerweile habe ich viel aus all dem gelernt.“

## **Kinder einbeziehen**

Die Working-Poor Quote betrug im Jahr 2007 (laut Bundesamt für Statistik) 4,4 Prozent der Erwerbstätigen, die in einem Haushalt leben, dessen Mitglieder zusammen mindestens 36 Stunden pro Woche arbeiten. Das sind 147'000 Personen. Heute dürfte die Quote wesentlich höher sein. Aber die offiziellen Daten beschönigen die Situation. Sie zählen nur, wer über 90 Prozent erwerbstätig ist und definieren so Armut einfach weg. Denn viele Alleinerziehende verrichten wegen ihren Betreuungspflichten weniger Lohnarbeit. Und wenn wir auch alle Kinder von erwerbstätigen Armen einbeziehen, dann erhöht sich die Zahl der Betroffenen um mehr als 200 Prozent.

## **Dringen und draussen**

Die Sozialhilfe konzentriert ihre Anstrengungen auf Abhängige, die noch intakte Chancen haben, im ersten Arbeitsmarkt eine Beschäftigung zu finden. Zu dieser ersten Gruppe gehören vor allem auch Working-Poor. Sie erhalten weniger Mittel für den Grundbedarf, aber mehr Geld, wenn sie ihren Erwerbsgrad ausdehnen. Etliche Sozialhilfeabhängige schätzen das. Sie fühlen sich ernst genommen und akzeptieren dafür mögliche finanzielle Einbussen, wenn die Integration nicht klappt. Andere fühlen sich hingegen durch die privatisierten Risiken mehr gestresst. Sie erleben unter diesen Bedingungen sogar die Arbeitsintegration als Ausschluss. Denn diese findet oft im prekären Niedriglohnsektor (mit eingeschränkten Sozialleistungen) statt.

## **Empört**

Bei früheren Armutsstudien fiel uns ein starker innerer Rückzug sozial Benachteiligter auf. Viele fühlten sich relativ stark für die Verhältnisse verantwortlich, die primär gesellschaftlich verursacht sind. Wir erklärten diesen inneren Rückzug durch den hohen gesellschaftlichen Individualisierungsgrad und die verbreitete Tabuisierung der Armut. Das Schweigen führt dazu, dass Betroffene nach außen den Anschein erwecken, alles sei in bester Ordnung, auch wenn sie selbst einen hohen Leidensdruck verspüren. Heute weisen etliche Anzeichen darauf

hin, dass sich resignative Haltungen teilweise auch in Empörung verwandeln. Das mag mit Informationen über „abgehobene Managerlöhne“ und mit der persönlichen Wahrnehmung sozialer Ungleichheit zu tun haben. Wenn Eltern erleben, wie ihre Kinder keine Lehrstelle finden, während andere sehr hohe Saläre erzielen, empfinden sie Wut. Ähnliches zeigt sich bei Personen, die viel arbeiten, selbst kaum das Existenzminimum erreichen und immer wieder von Einkommen lesen, die das eigene um ein Mehrfaches übersteigen. Die Wut kann sich allerdings unterschiedlich auswirken. Sie kann sowohl die Bereitschaft fördern, sich mehr für die eigenen Interessen einzusetzen, als auch die Gefahr erhöhen, Halt bei autoritären und populistischen Kräften zu suchen, die eine rigide Ordnungsruhe mit strukturellen Ausgrenzungen anstreben.

## **Perspektiven**

Der Bundesrat (2010) will nun, wie er im neuen Armutsbericht vorschlägt, die soziale Integration von Armen verbessern. Er regt beispielsweise an, arme Kinder bei den Schulaufgaben zu unterstützen. Das ist gut und recht. Solche Anstrengungen sind jedoch von beschränkter Reichweite. Vordringlich gilt es, die finanzielle Lage der sozial Benachteiligten zu verbessern. Das vermindert den familiären Stress und erhöht die Chance, eine qualifizierte Ausbildung zu erlangen. Wie bei der eingangs erwähnten Nicole. Sie hat inzwischen ein Soziologiestudium abgeschlossen und bei der Novartis eine gute Anstellung gefunden. Statistisch ist Nicole jedoch eine Ausnahme. Damit möglichst viele Jugendliche so eine Perspektive haben, wäre es wichtig, die unteren Löhne anzuheben und die Ergänzungsleistungen auf alle Haushalte mit Kindern auszuweiten. Das ist das Einfache, das offenbar schwierig zu verwirklichen ist. Geld ist wohl genug vorhanden. Aber mit dem politischen Wille hapert's noch.

*Ueli Mäder ist Professor für Soziologie an der Universität Basel und der Hochschule für Soziale Arbeit. Ende Oktober erscheint von ihm das (mit Ganga Jey Aratnam und Sarah Schilliger) verfasste Buch „Wie Reiche denken und lenken“ (Rotpunktverlag, Zürich 2010).*